

Ein Lehrer im Spiegel seines Lehrers

Ein Lehrer im Spiegel seines Lehrers

Erich Auerbachs Briefe an Martin Hellweg

I.

Es war vor rund zwanzig Jahren, als mir in der Tübinger Buchhandlung Gastl ein gelber Band mit Briefen in die Hände fiel, die der Romanist Erich Auerbach zwischen 1939 bis 1950 an seinen Schüler Martin Hellweg geschrieben hatte. Die Kommentare brachten mir in vielen Details auch die Geschichte meiner Marburger Schule in den Jahren des Nationalsozialismus nahe, die ich bis dahin nur aus sporadischen Erzählungen meines Vaters kannte, der das Philippinum ab 1936 unter dem Direktor Kurt Steinmeyer besucht hatte. Mein Vater war es auch gewesen, der mir kurz zuvor einen kleinen Essayband Auerbachs gesandt hatte, einige seiner schönsten Studien, die 1992 zum 100. Geburtstag des berühmten Philologen erschienen waren. Erich Auerbach hatte von 1929 bis 1936 an der Marburger Philipps-Universität gelehrt, bevor er aufgrund seiner jüdischen Herkunft sein Amt verlor und die Chance der Berufung an die Universität Istanbul ergriff. Während der Kriegsjahre schrieb er im türkischen die klassische Literaturhistorie *Mimesis*, die von Homer und dem Alten Testament her bis hin zu James Joyce, Marcel Proust und Virginia Woolf die „vielfältige Bewußtseinspiegelung“ im abendländischen Realismus in anschaulicher und klarer Sprache behandelte. Aufgrund des internationalen Erfolgs seines Buches war es Auerbach 1947 gelungen, vom Bosphorus aus in die USA zu gelangen und nach schwierigen Anfängen in einem kleinen College ein Jahr ans Institute for Advanced Study in Princeton eingeladen zu werden, von wo man ihn direkt auf eine Forschungsprofessur in Yale berief.

Die eindrücklichen Briefe, die Auerbach aus dem Exil an Martin Hellweg gerichtet hatte, waren vom Marburger Literaturwissenschaftler Martin Vialon ediert worden; es bot sich gerade in den Stellenkommentaren eine bis in feinste Details ausgebreitete Geschichte eines besonderen Lehrer-Schüler-Verhältnisses. Das Buch eröffnete mir erstmals die Augen, wie eng in den finsternen Jahren des Nationalsozialismus die Verbindung zwischen einzelnen Lehrern des Philippinums und vor allem Mitgliedern der Philosophischen Fakultät gewesen war. In heute kaum mehr vorstellbarer Weise ließen die Briefe eine Intensität des gemeinsamen Nachdenkens erkennen, des Versuchs, sich in der Krise der Zeit, besonders nach 1945, über die Wirklichkeit zu verständigen, deren komplexe Abbildung in der Literatur für Auerbach wie Hellweg ein lebenslanges Fragen einschloss. Zwanzig Jahre später konnte ich als Ideenhistoriker mit dem Herausgeber der Briefe gemeinsam Auerbachs Gesammelten Aufsätze zur Romanischen Philologie neu edieren. Heute ist es mir eine Freude, entlang des Bandes, der den Anfang von Vialons seitdem mit Leidenschaft vorangetriebenen Sammlung von Auerbach-Briefen bildete, an Martin Hellweg im Spiegel seines Lehrers zu erinnern.

II.

Die meisten Schreiben Erich Auerbachs (1892-1957) erreichten Martin Hellweg, als er am Philippinum von 1946 an für sieben Jahre Deutsch, Französisch, Englisch und das neue Fach Gesellschaftslehre unterrichtete. Der Sohn aus bürgerlichem Hause hatte in den späten Weimarer Jahren neben Freiburg vor allem in Marburg studiert und war gerade noch von Auerbach im Frühjahr 1935 mit einer Studie zum Gewissensbegriff bei Rousseau promoviert worden. Dessen

marxistisch orientierter Assistent Werner Krauss übernahm in der Folge die Amtsgeschäfte am Institut und Hellweg hatte so die Chance, an einem akademischen Hort der stillen Subversion seine gesellschaftskritische Perspektive in enger Freundschaft mit Krauss weiter zu verfolgen. Dieser gehörte später zu linksorientierten Widerstandskreisen in Berlin und überlebte das Dritte Reich nach Jahren der Haft gerade noch. Hellweg hatte schon bei dem Heidegger-Schüler Karl Löwith, einem Fakultätskollegen Auerbach, der ebenfalls als deutscher Jude ins Exil nach Japan und in die USA gezwungen worden war, über Marx viel erfahren, dessen öffentliche Rezeption mit 1933 abbrach. Eine kleine, 1946 erschienene Schrift von Hellweg, zeigt, wie sehr er darum bemüht war, als Literaturwissenschaftler im demokratischen Wandel eine Gesellschaftsvision zu entfalten, die sich nicht alternativlos dem Gedanken der Kapitalwirtschaft ergab. Damals half ihm die Zugehörigkeit zum Immshausener Kreis in Hessen, zu dem Widerstandskämpfer aus liberaler wie sozialistischer Tradition gehörten, im restaurativen Klima des Nachkriegsdeutschland ungewöhnliche Akzente zu setzen. Vialons genauen Recherchen, die sich auch Gesprächen verdanken, die er seit 1996 mit dem neunzigjährigen Hellweg in Köln führen konnte, setzen einzelne Steine zum Mosaik eines engagierten Lehrers zusammen, der gerade nicht dem herrschenden

Existentialismus erlag, sondern in großer Deutlichkeit, seit seiner Rousseau-Studie mit Krauss und Auerbach neben der individuellen Perspektive ebenso die Bedeutung hervorhob, welche die Gesellschaft für den Einzelnen besitzt. Nach einem längeren Aufenthalt in Frankreich ergab sich daraus auch der Auftrag, im Herbst 1935 für Auerbach den in Paris „kümmerlich“ lebenden Freund Walter Benjamin zu besuchen, der in der Folge eine tiefe Desillusionierung erfuhr, was Stalins doktrinären Marxismus und seine perfide Politik betraf. Auch Werner Krauss schwankte nach 1945 in der Einschätzung der Sowjets, übernahm dann eine Professur in Leipzig und nutzte seine Position, zuletzt in der Berliner Akademie der Wissenschaften, um undogmatischen Marxisten die Aufklärungsforschung zu ermöglichen.

Erich Auerbach hatte sich gegenüber dem Marxismus immer zugleich offen und reserviert verhalten. Er zeigte wohl viel Sympathie mit dem von Krauss und seinem alten Studienfreund Ernst Bloch vertretenen Enthusiasmus für den möglichen Wandel der Gesellschaft, aber blieb immer vorsichtig darauf bedacht, die individuelle Perspektive nicht zugunsten eines gesellschaftlichen Dogmas oder eines wissenschaftlichen Theorems gänzlich vereinnahmen zu lassen.



Die Briefe, die er seit 1939 an Martin Hellweg richtete, sind Lehrstücke der kritischen Fürsorge, die dem ehemaligen Schüler in seiner Selbständigkeit Anregungen geben wollen, wie er die Dinge sehen könnte, ohne zu vergessen, dass jeder Mensch durch Charakter, Herkunft und Lebensgeschichte eine eigene Sicht auf die Wirklichkeit entwickelt, die gerade in der großen Literatur ihren andauernden wie anregenden Ausdruck finden kann. In diesem Sinne schrieb Hellweg, als er die elf Briefe aus Köln an Vialon in Marburg sandte, bewegt: „Bei der erneuten Lektüre haben sie mich sehr bewegt – sie sind außergewöhnlich, was ihren menschlichen und sachlichen Gehalt angeht, außergewöhnlich auch als Zeugnisse einer einvernehmlichen Beziehung zu mir, seinem Schüler.“



Martin Hellweg Le Mans (1935) Archiv Martin Vialon (Oldenburg)

III.

Tatsächlich schreibt Auerbach an seinen ehemaligen Doktoranden in einer seltenen Offenheit und Selbstverständlichkeit, gerade auch dort, wo er Unterschiede in ihrem philologischen Vorgehen kenntlich macht. So warnt er Hellweg gleich im ersten, langen Brief aus dem Mai 1939 vor der Versuchung akademischer Abstraktion, der man in der Suche nach einem konkreten Problem, an dem sich die Fragestellung kristallisieren lasse, begegnen müsse. Er formuliert hier, was einige Jahre später in seinem Opus magnum *Mimesis* ihn leiten wird: das Interesse, entlang einzelner Stellen der großen Weltliteratur eine über Jahrtausende verbindende Problematik abendländischen Denkens, die gewissenhafte Wahrnehmung der Realität, zu verfolgen. So heißt es: „Das Einzelphänomen kann gar nicht klein und konkret genug sein, und es darf niemals ein von uns oder anderen Gelehrten eingeführter Begriff sein, sondern etwas, was der Gegenstand selbst bietet.“ Es wundert deshalb auch nicht,

dass Auerbach sich immer wieder weigerte, seinen Begriff des Realismus näher zu bestimmen oder eine Einführung in sein Buch zu schreiben. Dass Hellweg in Gefahr stand, durch Werner Krauss der Neigung zu geschichtsphilosophischen Abstraktionen zu folgen, ohne pragmatisch die Wirklichkeit ausreichend gelten zu lassen, stand Auerbach beim Schreiben vor Augen. Deshalb schließt er deutlich mit Sätzen, deren Sinn mir bis heute über die Personen hinaus gültig erscheint, gerade angesichts der Gefahr, sich als junger Akademiker im Wald der Begriffe zu verlieren oder zu verstecken: „(Krauss) wird allmählich zu gelehrt (...). Vieles von dem, was er schreibt, verstehe ich nicht, (...). Commonsense ist eine sehr triviale Eigenschaft, aber er verachtet sie allzu scharf.“

Auch im letzten Brief, geschrieben im Juni 1950, spielt die philologische Methodik eine große Rolle. Auerbach läßt im Nebenbei seinen Schüler an Gedanken teilhaben, die er in der Folge in seinem bis heute wirkungsmächtigsten Essay „Philologie der Weltliteratur“ genauer ausführen wird. Er ist geschrieben angesichts der beängstigenden technisch-ökonomischen Standardisierung der Moderne, die Auerbach nach den beiden Weltkriegen die entscheidende Krise der globalisierten Welt zu sein scheint. Von Amerika aus formuliert er einen emphatischen Eurozentrismus, der sein Hauptwerk prägte und bis heute herausfordert, sich des eigenen Standpunktes im Denken bewußt zu werden: „Nie hat Europa so viel über seine Vergangenheit gewußt, und nie war es so fähig zur historisch-relativistischen Überschau – und noch besitzt es die lebendige Erfahrung der Mannigfaltigkeit menschlicher Lebensformen – was in verhältnismäßig kurzer Zeit, wenn überhaupt Kultur weiterbesteht, aufhören wird – denn es wird in diesem Fall nur eine existieren.“

Die Lektüre von *Mimesis*, in der Schweiz 1946 erschienen, war in Deutschland erst Jahre später möglich. Sie löste bei Hellweg die Frage nach der „Metaphysik“ des Buches aus, seinem höheren Sinnhorizont. Sowie Auerbach sich weigerte, in seinem Denken zu sehr auf abstrakte Termini zu setzen, enttäuschte er seinen Schüler auch im Blick auf weltanschaulich Greifbares, das ihm als Desiderat vieler „jüngerer Deutscher“, die in die USA kamen, schon im Jahr zuvor aufgefallen war: „Sie suchen verzweifelt nach einer Weltanschauung. Meist sind sie in irgendeiner Weise christlich.“ Auerbach entzieht sich in diesem letzten Brief Hellwegs ausdrücklichem Verlangen, seine eigene näher zu skizzieren: „Es mag wohl sein, dass eine ‚Metaphysik‘ oder wenigstens eine einheitliche Gesinnung in dem Buch vorhanden ist, aber ich wüßte sie nicht anders auszudrücken, als es implizit in dem Buch geschehen ist.“ Das religiöse Passionsmotiv, das er Hellweg schon 1939 mit seinem Aufsatz „Figura“ als eines theologischen Schlüssels seines Denkens empfohlen hatte, belässt Auerbach angesichts der modernen Literatur in der Offenheit der säkularen Sicht, die das erfahrene Leiden nicht mehr mit dem gewissen Glauben an eine höhere Instanz verband, so wie es der jüdische und christliche Glauben taten. Eine „folgerechte Entwicklung“ in der Geschichte zu finden überstieg die menschlichen Möglichkeiten. Solch einen „approach (...) zum Wirklichen“ überläßt er – bewußt salopp sprechend – „Gott (oder welche Chiffre Sie sonst vorziehen)“.

Martin Hellweg war als Angehöriger der Wehrmacht trotz aller aktiven Distanz zur Zeit, die seine von Vialon genau rekonstruierte Einbindung in die Kreise um Werner Krauss anzeigt, selbst passiv verstrickt in die Verbrechen, zumal bei der kurzen Mitgliedschaft in der SA 1933/34. Vor diesem Hintergrund wird er 1958 in der linkskatholischen Zeitschrift *Frankfurter Hefte* ein langes Gedicht publizieren, welches das bewusste Leiden an der deutschen Schuld und zuletzt die Hoffnung auf Erlösung zum Ausdruck bringt, mit den pathetischen Zeilen schließend: „Wahre Erinnerung hilft dem Vergeben, weckt die Erkenntnis der Schuld / In euch errich-

tet Gedenkmale. / So wird euch leuchtender Friede umstrahlen, / und ihr dürft, Liebende, endlich / denkend vergessen.“ Gegenüber Vialon ging Hellweg später auf leichte Distanz zu seinem lyrischen Bekenntnis „IN MEMORIAM“. Auerbach gehörte nicht zu den Exilanten, die wie sein Marburger Vorgänger, der nach Istanbul und Baltimore emigrierte Leo Spitzer, in dieser Wunde bohrten. Vielmehr schrieb er schon im ersten Brief, der Hellweg nach Ende des Krieges im Juni 1946 erreichte: „Nach drei Jahrzehnten so ungeheuerlicher Experimente, nach diesem Ende, und in dem gegenwärtigen Zustand können die Deutschen nichts anders sein als schrecklich müde und ruhebedürftig.“ Und wie wenig ihm daran gelegen war, sich selbst als Opfer gedanklich ins Spiel zu bringen, unterstreicht der folgende Satz über die Istanbul Exiljahre, mit denen Auerbach 1946 sein Schreiben lakonisch schloss: „Wir haben in unserer Wohnung gelebt und nichts erlitten als kleine Unbequemlichkeiten und Furcht: bis Ende 42 sah es sehr böse aus, aber dann verzog sich die Wolke allmählich.“

Dass das Philippinum in seiner Erinnerung an die Marburger Jahre präsent blieb, lag auch an dem Direktor Kurt Steinmeyer, der Clemens Auerbach als Schüler so gut es ging vor den öffentlichen Anfeindungen geschützt hatte. Auerbach läßt den promovierten Romanisten immer wieder grüßen. Er ist sich gerade in den amerikanischen Jahren bewusst, dass das deutsche Gymnasium wie keine andere Bildungsinstitution auf den Umgang mit Sprache vorbereitet. In seinem vorletzten Schreiben vom Dezember 1949 antwortet er auf Hellwegs Schilderung moderner Schulformen, die wahrscheinlich auch in Absprache mit den amerikanischen Besatzungsbehörden installiert worden waren: „Gerne ginge ich auf das ein, was Sie über den Sprachunterricht schreiben. Ich bin sehr für Latein und Grammatik, und finde, dass man es mit der ‚natürlichen Sprachsituation‘ zu weit getrieben hat. Hier weiss kein College-Student mehr was ein Konditionalsatz ist – viele nicht einmal, was Subjekt und Verbum bedeutet. Aber Sie werden schon recht behalten, mit dem Latein oder gar Griechisch wird es auch dort nicht mehr lange dauern.“

In dieser Vermutung täuschten sich beide. Die alten Sprachen sind lebendig geblieben. Auch ist Auerbachs Idee einer „Philologie der Weltliteratur“ heute auf eine Weise präsent, wie er es nicht hatte ahnen können. Edward Said verbreitete als Public Intellectual palästinensischer Herkunft von der New Yorker Columbia University seine Gedanken international aus, indem er den Essay 1969 übersetzte und im Jahr 2003 ein Vorwort zur amerikanischen Jubiläumsausgabe von Mimesis schrieb. Die europäische Bildung, von Auerbach pragmatisch gebrochen, um dem Leben des einzelnen Menschen zu nutzen, ist mit ihm in einer Weise lebendig, die das Studium der alten Sprachen als ein Medium erscheinen lässt, selbst „Möglichkeiten der Wirklichkeit“ von den antiken Ursprüngen her zu erkunden. Martin Hellweg hatte einen guten Begleiter auf dem Weg. Er selbst wurde es bis ins hohe Alter für viele Schüler, vor allem in Gymnasien in Nordrheinland-Westfalen, und zuletzt auch für Studenten, die er nach der Pensionierung an der Universität Freiburg als Philologe noch unterrichten konnte. Erich Auerbach starb schon 1957, über Jahre vergraben in eine große Studie zum literarischen Mittelalter. Die merkwürdigen, oft bedrängenden Verhältnisse des Exils hatten ihm geholfen, die gelehrte Welt nicht zu ernst zu nehmen, sondern im Sinne Nietzsches in seiner Literaturhistorie freier zu fragen, wie das abendländische Wissen dem Menschen dienen kann, wie Sprache helfen kann, zuvor im Dialog mit der Tradition auch unser modernes Leben tiefer zu begreifen.

Matthias Bormuth, Abi 1981,
ist Heisenberg-Professor für Vergleichende Ideengeschichte
an der Universität Oldenburg

Ich habe 1954 am Gymnasium Philippinum, damals Untergasse 2, Abitur gemacht, bin kurz danach ausgewandert (Südamerika, Asien, Benelux) und 2002 zurückgekommen. Auf meine Schulzeit am Gymnasium von 1944 bis 1954 — unterbrochen durch das Kriegsende ohne Schule — sehe ich kritisch zurück und habe das bei meinem Vortrag zum 50-jährigen Abitursjubiläum in 2004 deutlich gemacht. Die Kritik richtet sich gegen die verkrustete Institution, die sie damals war, gegen die Lehrinhalte und gegen die Lehrer, verquast christlich - z. T. noch aus kaiserlichen Zeiten kommend oder vom Dritten Reich geprägt. Ein schwere, nicht glückliche Zeit für mich aus einem traditionell agnostischen, kritischen, eindeutig Antinazi-Hause.

Ein einziger Lehrer stach als Lichtblick deutlich vom Gros des Lehrkörpers ab: Dr. Martin Hellweg. Er unterrichtete Deutsch, Englisch, Französisch (im hum. Gymnasium Wahlfach) und das neu eingerichtete Fach Gemeinschaftskunde. Meine Klasse hatte ihn von Quarta bis Unterprima, d.h. bis ein Jahr vor dem Abitur. Über den Unterricht hinaus spielte er mit uns Theater, mit Neufassungen von Stücken von Plautus und Aristophanes. Sein sprachlicher Unterricht machte uns selbst im pubertären Nullbock-Alter hellhörig und neugierig für die Neusprachen und die dahinterstehenden Kulturen, Neusprachen, die im humanistischen Gymnasium eher eine Schattenrolle spielten. Fesselnd für mich — und ein paar ähnlich Interessierte — waren sein Deutsch-Unterricht und das Fach Gesellschaftslehre mit der damaligen Bezeichnung „Gemeinschaftskunde“. Hier, und nur bei ihm hörten wir von Autoren wie Heinrich Heine und anderen „verbrannten Dichtern“, die zu dem Zeitpunkt noch keinen Platz im Lehrkanon hatten und von sozialgeschichtlichen Zusammenhängen, über die an unserer Institution sonst kein Wort fiel. All das ist für mich bereichernd und prägend gewesen, und ich wäre heute wahrscheinlich ein anderer. Ich bin ihm dankbar.

Als ich nach einem halben Jahrhundert nach Marburg zurückkehrte suchte ich seine Spur, fand Literatur über ihn und es kam schließlich im Oktober 2005 zu einem Treffen mit ihm in seinem Haus in Köln.

Martin Vialon, Verfasser des Buches „Auerbachs Briefe an Martin Hellweg“ hat ihn 1994 besucht und beschreibt ihn als „einen großen, stattlichen Mann, mit ergrautem Haar, aus vollster innerer Kraft, geschärftem Esprit und klarem Erinnerungsvermögen für das Vergangene glühend“. Das ist nicht ganz meine Diktion, aber genauso habe ich ihn 11 Jahre nach Vialon im Alter von 97 Jahren angetroffen. Kein bisschen geistig alterseingeschränkt, mit einem unglaublichen Erinnerungsvermögen — er erinnerte sich noch, wer von unserer Klasse vor 53 Jahren welchen Part in den Theaterstücken übernommen hatte -. In der Literatur hatte ich über seine — nicht sehr grosse, aber doch dezidierte — Rolle in der Widerstandsgruppe Schulze-Boysen-Harnack, Nazi-Bezeichnung „Rote Kapelle“, erfahren, die aber keineswegs ein „so-wjetischer Agentenring“ gewesen war (FAZ, 14.9.92). In der Schulzeit, auch bei inoffiziellen Veranstaltungen wie Klassenfahrten oder bei Theaterspielen von ihm kein Wort darüber, obwohl er sich denken musste, dass zumindest einige von uns seine Widerstandstätigkeit positiv aufgenommen hätten. Sein Kommentar dazu: „Das wäre für mich damals beruflich tödlich gewesen“. Zumindest bis zum Jahre 1953 war es also in Marburg berufsschädlich, im Dritten Reich nicht mitgemacht zu haben! Natürlich hat das meine Wertschätzung im Nachhinein noch erhöht. Er war neben allem anderen ein aufrechter Mann, mit politischem Durchblick, bereit, für seine Überzeugungen auch Risiken einzugehen.

Ich bin froh, dass ich ihn neun Monate vor seinem Tode noch habe sehen können. Sonst wäre es das fatale nevermore gewesen.

Dierk von Drigalski, Abitur 1954